

Die Geschichte von Laichingen, dieses bis heute von Textilindustrie und Landwirtschaft geprägten Ortes auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb, ist stets eine des schwierigen Überlebens gewesen. Selbst während ihres «goldenen Zeitalters» am Ende des 18. Jahrhunderts war Laichinger Geschichte nie eine des glatten, harmonischen und friedfertigen «Aufschwungs». Auch während dieser Zeit rügten die herzoglichen württembergischen Beamten immer wieder den *widerspenstigen Eigensinn* der Einwohner des Fleckens. Und hieran ist – wie wir sehen werden – sehr viel Richtiges, ja Berechtigtes. Die Laichinger Geschichte vom Ende des 30jährigen Krieges bis zum Jahre 1800 – über sie soll hier überwiegend berichtet werden – war jedenfalls stark vom Widerstand und von der andauernden Widerspenstigkeit der Einwohner des Fleckens gegen die Eingriffe der staatlichen, aber auch der kirchlichen Obrigkeit bestimmt. Dieser Widerstand war zuweilen religiös motiviert, zumeist aber war er von handfesten, wirtschaftlichen Überlebensinteressen diktiert. Ja, es ist nicht übertrieben zu sagen, daß die Laichinger Weber bereits durch das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch eine erfolgreiche Gegenwehr gegen obrigkeitliche Vorschriften betrieben. Sie wehrten sich insbesondere gegen Versuche der herzoglichen Regierung, ihnen vorzuschreiben, an wen und wohin sie ihr im Ort erzeugtes Leinen zu verkaufen hatten – nämlich an die Uracher Großkaufleute.

Mit ihrem Widerstand waren die Weber so erfolgreich, daß sie dem ländlichen Flecken Laichingen einen starken wirtschaftlichen Aufschwung brachten. Diese Entwicklung hat zwar in vielen anderen Dörfern auf der mittleren und östlichen Schwäbischen Alb – etwa in Gerstetten, aber auch in Böhringen, Feldstetten, Sontheim, Donnstetten, Zainingen usw. – ihre Parallele, aber die Geschichte des Ortes Laichingen ist doch auch wieder einzigartig. Denn Laichingen war als ein verhältnismäßig großer ländlicher *Flecken* oder Mittelpunktort nicht so leicht beherrschbar wie die umliegenden Dörfer. Bevor die industrielle Revolution mit ihren Folgen – durch die Anwendung von zunächst wasserkraftgebundenen Textilmaschinen – die Verhältnisse grundlegend umkehrte und das Gewerbe in die Täler und an die Flußläufe zog, war die Entfaltung der Leinenweberei auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb und speziell in Laichingen so durchschlagend und tiefgreifend, daß sie selbst die Oberamts-

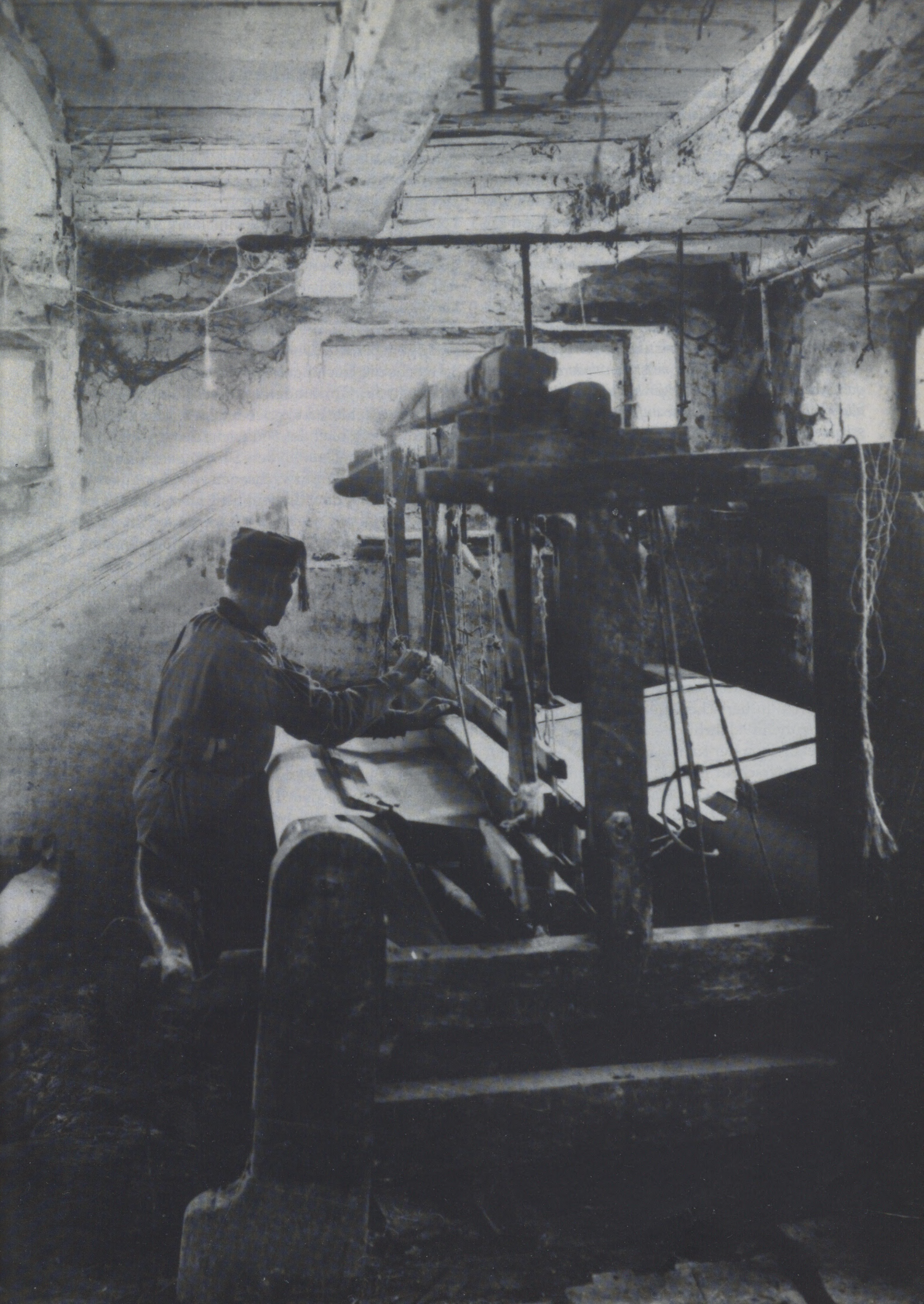
stadt Urach am Ende des 18. Jahrhunderts in die Wirtschaftskrise trieb und der dortigen Weberei den Ruin brachte.

Religiöser Widerstand:
dreijähriger Gesangbuchstreik

Doch bevor von dieser interessanten Entwicklung und vom Widerstand der Laichinger Weber berichtet wird, möchte ich ein Beispiel für religiösen Widerstand geben. Denn das, was die herzoglichen Beamten vor über 200 Jahren den *widerspenstigen Eigensinn* der Laichinger nannten, tritt gerade hierin sehr deutlich zutage. Zwischen 1791 und 1794, also drei Jahre lang, wurde in der evangelischen Laichinger Kirche nicht oder kaum gesungen. Und wenn gesungen wurde, dann waren's die falschen Lieder, die dann unter Umständen recht laut geschrien wurden, oder mehrere Lieder durcheinander. Jedenfalls waren es nicht die Lieder, die der Pfarrer für den jeweiligen Sonntagsgottesdienst an der Liedertafel angezeigt hatte. Was war geschehen? 1791 war im Herzogtum Württemberg ein neues Gesangbuch eingeführt worden. Von den 629 Liedern, die es enthielt, waren noch ganze 29 aus dem alten Lutherschen Gesangbuch übriggeblieben. 115 Lieder waren völlig neu aufgenommen worden. Sie atmeten alle den rationalistischen Geist der Aufklärungszeit. Die übrigen 485 Lieder stammten zwar noch aus dem württembergischen Gesangbuch von 1740; sie waren jedoch alle, wie es hieß, entsprechend dem Geist der Zeit *verfeinert* worden.

Das Wort *Frömmigkeit* war in allen älteren Liedern regelmäßig und schematisch durch das Wort *Religion* ersetzt worden und das Wort *Gottseligkeit* durch den dünnen Begriff *Tugend*. Dieses neue Gesangbuch sollte auch im Laichinger Gottesdienst Verwendung finden. Doch Pfarrer Perrenon, der die Einführung vorsichtig propagierte und sie insbesondere der Jugend durch das Geschenk des neuen Gesangbuches schmackhaft zu machen versuchte, stieß auf den jahrelang anhaltenden Boykott seiner Gemeinde, einen veritablen «Gesangbuchstreik». Denn die Laichinger Kirchgänger sahen mit der Aufgabe oder Veränderung eines Großteils der alten Kirchenlieder auch ihr Eigenstes in Frage gestellt: eine spezifisch württembergische Frömmigkeitstradition, in

Weber «in der Dunk», im feuchten Kellergeschoß des Hauses. ►



der die lutherischen Elemente zwar überwogen, die jedoch für pietistisches Gedankengut offen war und in der vor allem das Lied eine große Rolle spielte. Jedenfalls erschien der Laichinger Gemeinde das aufklärerische Gesangbuch als *katholische Abgötterei* und als Abfall von der lutherischen Reformation.

Dementsprechend heißt es im Jahre 1793 in den Visitationsberichten des Uracher Dekans über den Zustand des Laichinger Gottesdienstes nach Einführung des neuen Gesangbuchs: *Viele von allhiesiger Gemeinde bringen gar kein Gesangbuch mehr in die Kirche . . . Die Betstunden, in welche meistens alte Leute kommen und die neue Lieder theils aus Mangel der Gesangbücher, theils aus Klage über den zu kleinen Druck nicht mit-singen wollen oder können, nebst den anderen Wochen-gottesdiensten, werden weniger besucht, und geschehen allerhand Unordnungen. Die aufgesetzte Liedertabell ist schon einmal mit dem Wort c. v. katholisch überstrichen und einige mahl alte Lieder, die nach der Melodie neuer Lieder giengen, neben den neuen . . . gesungen wurden . . . Die 8 tag zuvor befolgte Verkündigung eines neuen Liedes auf den nächsten Sonntag hat aber die erwartete Wirkung bei verschiedenen in der Gemeinde nicht gehabt, da sie bei ihren Zusammenkünften sich erfrehet, die Lieder nach ihren falschen Einsichten zu censieren und allerlei darüber auszusetzen.* Die hier erwähnten falschen Einsichten erwiesen sich jedoch als so hartnäckig, daß der Laichinger Pfarrer zwar nicht auf das neue Gesangbuch verzichtete, aber im Gottesdienst selbst häufig auf die wenigen im Gesangbuch übrig-gebliebenen lutherischen Lieder zurückgriff.

Das im frühen 19. Jahrhundert in der Laichinger Kirche direkt neben der Kanzel aufgestellte Lutherbild mit der Unterschrift *Ein feste Burg ist unser Gott* ist möglicherweise im Gefolge dieses Gesangbuchstreits entstanden. Das Bild Luthers am Kanzelaufgang sagt somit deutlich mehr aus, als auf ihm selbst zu erkennen ist. Es ist gewissermaßen in doppelter Weise ein Mahnmal: eine beständige Erinnerung der Gemeinde an ihre eigene Geschichte und eine dauernde Mahnung an den Pfarrer: Frömmigkeit nicht durch das bloße Reden von der *Tugend* zu ersetzen, sondern an der reformatorischen Tradition festzuhalten, so wie die Gemeinde sie sah und praktizierte.

1784 starben 25 Erwachsene und 65 Kinder

Solches Selbstbewußtsein der Gemeinde gegenüber ihrem Pfarrer war in der Auseinandersetzung mit den widrigen Arbeits- und Lebensverhältnissen gewachsen, die das Überleben der Laichinger Bevölkerung im 17. und 18. Jahrhundert entscheidend bestimmten.

Wenn wir die Geschichte Laichingens zwischen dem Ende des 30jährigen Krieges und dem Beginn des 19. Jahrhunderts verstehen wollen, dann müssen wir uns gründlich vom Klischee der friedfertigen guten alten Zeit freimachen. Die Zeiten waren hart, nachdem der 30jährige Krieg den Ort verwüstet hatte. Von den 281 Familien, die im Jahre 1629 in Laichingen wohnten, waren im Jahre 1655, nach dem Ende des großen Krieges, nur noch 64 übrig-geblieben, also weniger als ein Viertel. Es dauerte fast ein Dreivierteljahrhundert, bis 1716 die Bevölkerungszahl von 1150 Seelen bzw. Einwohnern wieder erreicht war, die Laichingen vor dem großen Krieg gehabt hatte. Und auch von diesem Zeitpunkt an wuchs die Laichinger Bevölkerung während des gesamten 18. Jahrhunderts nur sehr langsam weiter, denn es fehlte an überlebendem Nachwuchs. In fast jedem Jahr hielt der Tod reiche Ernte; unter den Kindern, speziell unter den Säuglingen, sehr viel mehr als unter den Erwachsenen, wie wir aus den Sterberegistern der Kirchenbücher feststellen können. In 22 Jahren während des gesamten 18. Jahrhunderts überstieg die Zahl der Gestorbenen die Zahl der Neugeborenen, gab es also einen zumindest kurzfristigen Rückgang der Bevölkerung. Durchschnittlich starben in jedem Jahr mindestens doppelt so viel Kinder vom ersten bis zum vierten Lebensjahr wie Erwachsene. Die Zahl der Toten für das Jahr 1784 ist nicht untypisch: 65 gestorbenen Kindern standen nur 25 tote Erwachsene gegenüber. Über die Hälfte aller neugeborenen Kinder hatte damals also keinerlei Chance, das sechste Lebensjahr zu überleben.

Ein extremes Schicksal erlitt die Familie des Strumpfstrickers Adam Hermann und seiner Frau Barbara, deren vierzehn – zwischen 1752 und 1771 – geborene Kinder alle vor Vollendung des fünften Lebensjahres starben. Auch wenn es nicht alle Laichinger Familien so hart getroffen hat, so war es doch normal, daß bei sechs bis acht Kindern allenfalls zwei überlebten. Hatte man erst einmal ein Alter von vier oder fünf Jahren erreicht, so waren die Chancen, ein Alter von 50 bis 60 Jahren zu erreichen, beträchtlich gewachsen. Die Zahl der toten Kinder war jedenfalls so groß, daß ihnen auf dem engen Laichinger Kirchhof, getrennt von den Gräbern der Erwachsenen, ein eigener großer Begräbnisplatz eingeräumt werden mußte. Er bedeckte mehr Fläche als das Gräberfeld der Erwachsenen. Die Ursachen dieser außerordentlich hohen Sterblichkeit der Laichinger Bevölkerung sind zu einem wesentlichen Teil sicherlich in den ungünstigen klimatischen Bedingungen auf der Schwäbischen Alb zu suchen, für die auch die vielfachen Eintragungen

von im Winter auf offenem Felde erfrorenen Laichinger Webern in den Kirchenbüchern stumme Zeugen sind. Jedenfalls hatte diese hohe Sterblichkeit im alten Laichingen zur Folge, daß die Bevölkerung im 18. Jahrhundert nur sehr langsam wuchs. Um 1800 lebten etwa 1600 Menschen in Laichingen, nur 450 mehr als zu Beginn des Jahrhunderts.

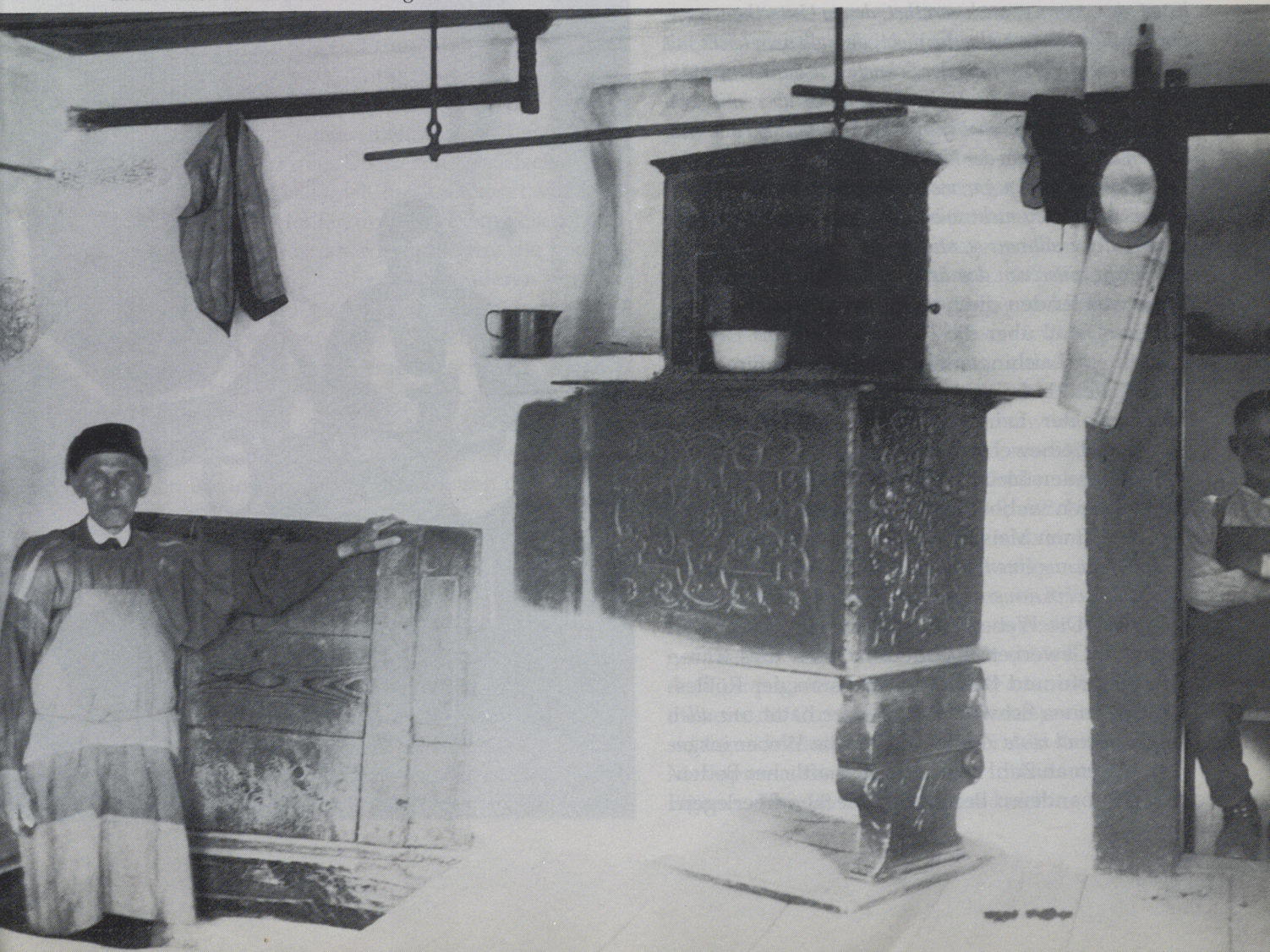
Jede Haushaltung hat ihre «Dunk», ihren Webkeller

Auch der Laichinger Pfarrer Sigel bemerkte im Jahre 1800 diese nahezu stagnierende Bevölkerungszahl. Er führte neben der hohen Sterblichkeit als eine weitere Ursache dieses geringen Bevölkerungswachstums an, daß die Laichinger nicht wie gewollt heiraten konnten, und zwar aufgrund der von der Gemeinde erzwungenen Beschränkung des Baus neuer Häuser, aber auch des Ausbaus alter Häuser. Dieser Ausbau war aufgrund der besonderen Wirtschaftsweise Laichingens nicht möglich; denn die Notwendigkeit eines Stalls, einer Scheune und einer *Dunk*, d. h. eines Webkellers, für jede Familie ver-

hinderten die weitere Unterteilung oder die Aufstockung der Viertelhäuser: *Fast alle Häuser sind von einem Stock, nur schmal, aber in die Länge gebaut. In jedem befinden sich 4 Haushaltungen, auf der vorderen Seite zwei, auf der hinteren Seite zwei, unten hat jede ihre Dunke unter dem Boden. In solchen Häusern kann keine neue Ansiedlung stattfinden, denn wenn sie auch mit einem Stock zur Errichtung der benötigten Wohnungen erhöht würden, so könnte kein Platz zu Stallungen und den wegen des Gewerbes hier nötigen Dunken gefunden werden.*

Es waren jedoch gerade die schwierigen – heute würde man sagen – ökologisch-klimatischen Lebensbedingungen mit ihren ungünstigen Voraussetzungen nicht nur für das Überleben der Menschen, sondern auch für den Betrieb der Landwirtschaft, welche die produktive Antwort der Laichinger Bevölkerung herausforderten. Die Entwicklung des Leinengewerbes als eine in diesem Ort bis in unser Jahrhundert hinein neben der Landwirtschaft betriebenen Hausindustrie hat jedenfalls eine ihrer wesentlichen Ursachen in den ungünstigen klimatischen Bedingungen der Schwäbischen Alb. Die lan-

Der Weber steigt von der ofenwarmen Stube in die «Dunk» hinunter. Aufgenommen um 1930 in Donnstetten, einem Dorf unweit von Laichingen auf der Alb.



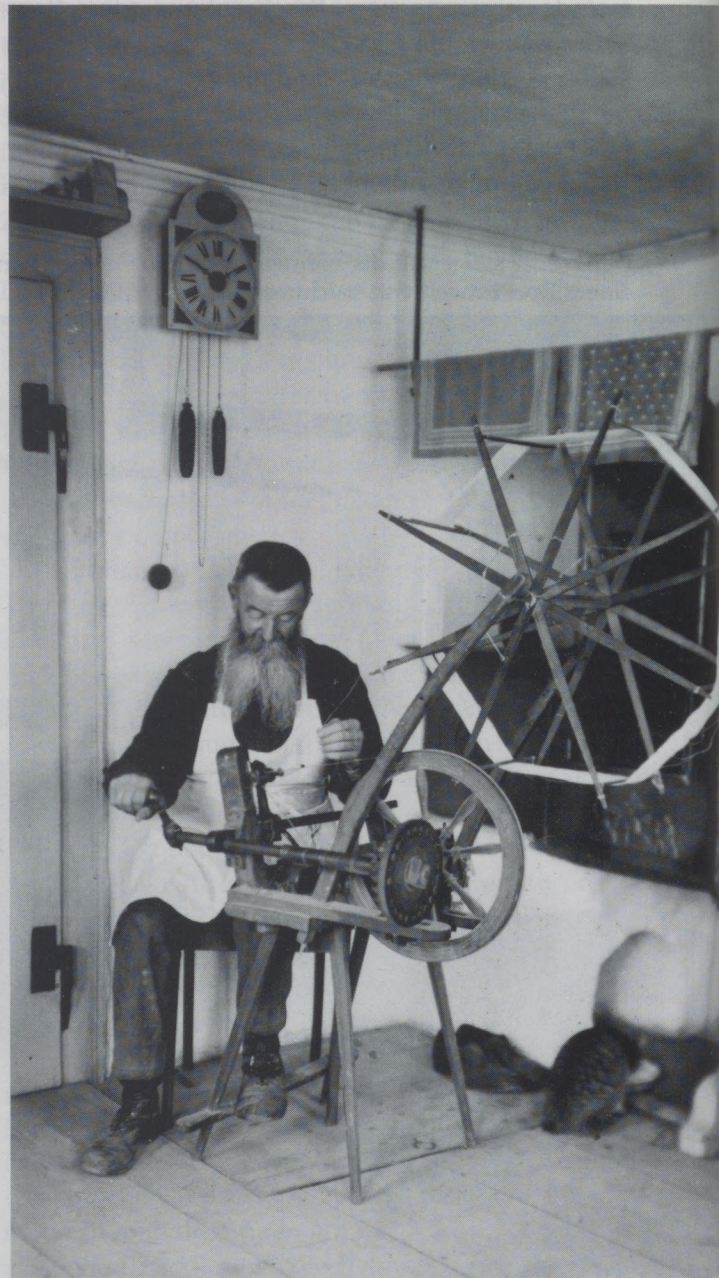
gen Winter, das späte Einsetzen der Wachstumsperiode im Frühjahr und die frühen Herbste boten nur schlechte Voraussetzungen für die Landwirtschaft. So war es lebensnotwendig, neben der bäuerlichen Kleinstelle ein Gewerbe zu betreiben. Der Seldner – wie der Kleinbauer früher hieß –, er konnte nicht leben, wenn er nicht zugleich auch Weber war; der Weber, er konnte sich nicht ernähren, wenn er nicht gleichzeitig auch Kleinbauer war. Als die herzoglichen Steuerkommissare im Jahre 1722 erstmals eine gründliche Übersicht über die in Laichingen damals betriebenen *Hanthierungen und Gewerbschaften* anfertigten, bemerkten sie diesen engen Zusammenhang als eine Laichinger Besonderheit. Sie wiesen darauf hin, wie entscheidend das Weben bereits zu dieser Zeit für das dörfliche Überleben geworden war.

Der Flecken Laichingen war, wie sie betonten, trotz ausgedehnter Landwirtschaft ohne sein Leinengewerbe nicht mehr überlebensfähig: *Laichingen . . . ist ein Flecken von einer sehr großen und weitläufigen Markung, hingegen sind die Felder . . . durchgehend sehr roh und mit vielen Steinen ausgefüllt und mag es leicht einen harten und kalten Winter geben, so leiden Saamen Schaaden und werden nämlich vom Schnee verlegt; hier Orths wird alle Jahre ziemlich viel Flachs gebauet, der, wann er auch gerathet, denen Unterthanen guten Behülff in ihrer Nahrung giebt, deshalb man leicht mit Spinnen und Verkaufung der Schneller alsdann einen täglichen Kreuzer verdienen kann; fehlt es aber mit dem Flachs, so ist die Weeberey schlecht und fällt bei den Meheisten das größte an der Nahrung dahin, welches man bei Fehljahren allwegen gar merklich spüret, ja, wann auch hier die Weeberey nicht wäre, und man müßte sich pure vom Feldebau nähren, so stünde der Fleck viel schlechter und dörfte einer von den ärmsten auf der Alp seyn . . .* Doch was fanden die herzoglichen Steuerkommissare im Detail über die *Hanthierungen und Gewerbschaften* im Laichinger Flecken heraus? Ein gutes Drittel aller 211 Laichinger Haushalte lebte 1722 bereits von der Leinweberei. Insgesamt wurden 73 aktive Leinewebermeister gezählt, vom relativ wohlhabenden Meister Conrad Schwenck, der nebenher einen verbotenen Leinwandhandel betrieb, bis zum armen Meister Wilhelm Stumpp, von dem es hieß: *hat nur einen Stuhl und webt gar schlecht, dann er zumahlen ein armer Gesell und bisweilen den Almosen nachgeheth.* Die Weber gehörten zwar nicht zu den reichsten Gewerbetreibenden im Ort – dies waren die elf Wirte und Bäcker, allen voran der Rößles-Wirt Johannes Schwenck-Edel. Der hatte *von allen die meiste und beste Zehrung.* Aber die Weber insgesamt waren an Zahl und an wirtschaftlicher Bedeutung allen anderen Berufen im Flecken überlegen.

Laichingen überflügelt Urach, Blaubeuren und Heidenheim

Der starke Aufschwung, den das Leinengewerbe Laichingens schon im 18. Jahrhundert und nicht etwa im von der industriellen Revolution geprägten 19. Jahrhundert nahm, wird aus den Zahlen für das Jahr 1779 deutlich. Über die Hälfte der 344 Haushalte des Fleckens existierten in diesem Jahr von der Leinweberei; insgesamt 54 Prozent aller Haushalte. Es gab jetzt 194 aktive Webermeister anstatt der 73 ein halbes Jahrhundert zuvor. Im Zeitraum von 1722 bis 1779 wurde Laichingen zum größten

Der Spuler bei der Arbeit in der Stube.



Leinweberdorf im Herzogtum Württemberg. Es hatte – gemessen an der Zahl der Weber und an der Bedeutung seiner Produktion – selbst ausgesprochene Weberstädte wie Heidenheim, Blaubeuren und Urach überflügelt. Diese Entwicklung geschah nicht nur ohne jede Förderung durch die herzogliche Regierung, sondern in nahezu dauernder Gegenwehr gegen deren einengende Maßnahmen. Denn die Maßnahmen der Regierung begünstigten damals einseitig die Städte zum Nachteil der Dörfer. Vor allem die in den Städten sitzenden Textilkaufler – *Capitalisten*, wie sie bereits damals genannt wurden, waren privilegiert.

Was waren die Ursachen dieser außerordentlichen Entwicklung, die einen dörflichen Flecken zum bedeutendsten Leinenproduktionsort Württembergs werden ließen? Wie wirkte sich diese Entwicklung auf den Laichinger Alltag aus? Konkret auf die Unterschiede zwischen reich und arm, aber auch auf die «Kultur und Lebensweise» der Bevölkerung des Orts, wie sie sich kleidete, wie sie aß, was sie las, was sie an Hausrat in ihren Häusern hatte?

Bevor ich diesen Fragen des Laichinger Alltags anhand der Geschichte einiger Individuen nachzugehen versuche, muß ich an einem wesentlichen Punkt auf Laichingens Beziehungen zur «großen Welt» eingehen, d. h. zur württembergischen Gesellschaft, aber auch zu Orten außerhalb der Landesgrenzen. Denn die Entwicklung des Gewerbedorfes fand nicht wie das Reifen eines Käses in der dörflichen «Käseglocke» alleine statt. Laichingens Leinen, von dem das Überleben des Fleckens abhängig war, wurde damals für den Export, vor allem nach Frankreich, Italien und in die Schweiz, produziert. Diesen Export aber kontrollierte die Landesherrschaft und die von ihr mit besonderen Vorrechten, insbesondere mit einem Aufkaufs-Monopol versehene, sogenannte *Uracher Leinwandhandlungs-Compagnie*. Hierzu soll eine Geschichte berichtet werden, die zeigt, wie diese Kontrolle des Laichinger Gewerbes von außen im Alltag des 18. Jahrhunderts funktionierte und unter welchen oft sehr extremen Bedingungen sich Produktion und Verkauf der Laichinger Leinwand vollzogen. Diese Geschichte ist den im Stadtarchiv befindlichen Amtsprotokollen entnommen.

Hier heißt es unter dem 19. 11. 1777: *Diesen Nachmittag sind ganz ohnvermuthet Herr Hofrath Reinwalt und Herr Burgermaister Vischer von der wohlloblichen Leinwand-Handlungs-Compagnie [in Urach] hier eingetroffen, in des Kronenwürths Hauss abgestiegen, von dar haben sie sich ins Haus des Heinrich Schwencken, Vulgo Bonzelheinrich, begeben, und gleichbalde Herr Hofrath Reinwalt selbst die Nachricht gegeben, daß sie in dieses*

Haus deswegen gegangen seyen, um den Heinrich Schwencken zu untersuchen, ob er nicht gegen die schon öfters ergangene und ihm publicirten oberamtlichen Befehle gehandelt und neuerdingen Stuck aufgekauft habe. Worauf in instanti [der] Amtmann den Amtsknecht abgeschicket, welcher in Gegenwart von Herrn Burgermaister Vischer bey dem Heinrich Schwencken würcklich 26 schmale und ein braites Stuck also zusammen 27 Stuck abgezählet hat.

Webermeister Heinrich Schwenck wird darauf vom Laichinger Amtmann verhört. Er gibt dabei zu, daß er nur drei Stück seines Leinwandvorrats von 27 Stück selbst gewebt, die anderen aber aufgekauft habe. Sein gesamter Leinwandvorrat wird ihm daraufhin abgenommen. Er muß die erhebliche Summe von 6 Gulden 30 Kreuzer als Strafe zahlen.

Erst nach einigen Monaten wurden die einbehaltenen Stücke wieder ausgelöst. Der vermögensarme Weber-Kaufmann war während dieser Zeit – es war Winter – an den Rand des Ruins geraten. Auf Schwencks Bitten hin verkaufte der Amtmann die beschlagnahmte Leinwand an die erwähnte Uracher Leinwand-Handlungs-Compagnie, selbstverständlich zu einem von diesen Händlern diktierten Preis, der weit unterhalb der gängigen Marktpreise lag.

Mit Bomben gegen das Vorkaufsrecht der Uracher Händler

Wie kam es dazu, daß einem Laichinger Webermeister einfach seine Produkte weggenommen wurden, und zusätzlich auch noch das, was er nach seiner Meinung ehrlich von anderen erkaufte hatte, um es außerhalb der Landesgrenzen wieder zu verkaufen? Was hatte es damit auf sich, daß dieses Leinen schließlich weit unter den gängigen Marktpreisen an eben diejenigen *Herren* verkauft wurde, die doch ursprünglich dafür gesorgt hatten, daß dem Weber seine Ware weggenommen wurde?

Die Ursachen für diesen Raub – so würden wir das heute wohl nennen – liegen im Vorrecht oder *Monopol*, das die Uracher Leinwandhändler seit dem Jahr 1662 auf den gesamten Leinwandhandel im Uracher Bezirk und darüber hinaus hatten, so im Bereich des Oberamts Heidenheim und zeitweilig auch in Blaubeuren. Konkret bedeutete dies, daß jeder städtische und ländliche Leinweber, so auch die Laichinger Weber, verpflichtet war, alle seine Erzeugnisse der Compagnie zum sog. *Vorkauf* anzubieten. Dabei diktierte die Compagnie die Ankaufspreise letztlich; sie lagen immer erheblich unterhalb der gängigen Marktpreise etwa in Ulm oder in anderen Orten. Eigener Handel war also den Laichinger Webern

streng verboten, mit einer einzigen Ausnahme: Für den Fall, daß die Uracher Handelsherren die im Ort erzeugten Leinwandstücke nicht aufkaufen wollten, war es den Laichinger Webern erlaubt, ihre eigenen Erzeugnisse, aber auch nur diese, außerhalb der Landesgrenzen zu tragen, um sie dort preisgünstiger an ausländische Händler zu verkaufen. Die Laichinger Weber versuchten dies dann auch soviel als möglich. Die bevorzugten Handelsorte außerhalb der Grenzen des Herzogtums Württemberg waren die freie Reichsstadt Ulm, die damals bayerische Stadt Wiesensteig oder das bayerische Dorf Westerheim und die vorderösterreichische Stadt Günzburg.

Es verwundert nicht, daß die meistgehaßten Personen im Laichingen des 18. Jahrhunderts die *Uracher Spitzbuben* waren. So nämlich wurden die Monopolkauflleute und ihr örtlicher Vertreter, der sog. Faktor, im Orte genannt. Gewalt gegen sie kam häufig vor, mehrfach gab es sogar Bombenanschläge oder Schießereien. Betrug an den Handelsherren und die Umgehung ihres «Monopols» galten als Ehrensache. Doch hierzu die Geschichte eines versuchten Bombenanschlags, ein recht drastisches Zeugnis für den Widerstand und Eigensinn der Laichinger Bevölkerung. Das Dokument stammt wiederum aus den im Stadtarchiv befindlichen Amtsprotokollen. Hier heißt es unter dem 22. September 1779: *Hannß Jerg Schwenck, Hannß Sohn, Burger, Weeber und Stuck-Einkäufer bei der löblichen Leinwand-Handlungs-Compagnie in Urach, allhier, macht dato die Anzaige, daß wie er heute früh sein Vieh abzufüttern, aufgestanden und sich angezogen habe, so sei er nah bei seinem Ofen aufetwas getreten, welches er aufgehoben und nachdem er es untersucht, habe er gefunden, daß es ein pappirnes Paquet, von geriebenes Pulver [war] und oben ein dickes Schwamm gebunden, der angezündet gewesen aber doch wieder ausgelöscht sei, welches er würcklich vor Amt vorgezeigt, also es auch in Verwahrung genommen worden. Unter dem 10. März 1778 ist in dessen Haus [schon] ein Schuß durch den Kammerladen geschehen, welcher auch auf diesen Hannß Jerg Schwencken angesehen gewesen, weil aber der erste Straich mißlungen, so hat vermutlich dieser erste Mann den nun zweiten Versuch gemacht, aus der großes Unglück [hätte] entstehen können, dann die Stube des Schwencken ist ganz voll mit Leinengarn behängt gewesen, welches, wann der Schwamm fortgebrant und das Pulver Feuer gefangen hätte, durch das Pappier in welches das Pulver eingebunden gewesen anzünden und welches, doch Gott Lob nicht geschehen, völliicht das ganze Hausß in Brand [hätte] setzen können. Der Hannß Jerg Schwenck hat ferner gemeldet, daß das Pulver durch eines seiner Fenster, welches der Thäter halb aufgemacht haben müssen, in die Stuben geworfen worden seien.*

Der Bombenanschlag – wie man ihn zeitgemäß nennen könnte – und der vorhergehende Schuß galten dem lokalen Vertreter der Uracher Leinwand-Handlungs-Compagnie; sicher nicht ihm persönlich, sondern der verhaßten Funktion, die er wahrnahm. Der mutmaßliche Bombenleger war der uns schon bekannte Heinrich Schwenck mit Spitznamen Bonzelheinrich, dem man seine Vorräte weggenommen hatte. Er wurde mit seinem Namensvetter Hannß Jerg Schwenck, dem Faktor, über dieser Angelegenheit übrigens gut Freund, nachdem der Untereinkäufer sich bereit erklärt hatte, ihm aus den Vorräten der Handlungs-Compagnie zum Weiterverhandeln zu verkaufen.

Eine Zettlerin bei der Arbeit.



Laichinger Weber-Kaufleute durchbrechen staatliches Monopol

Dieser Heinrich Schwenck war ein *Weber-Marchand*, wie es in der Sprache des 18. Jahrhunderts hieß, d. h. ein Weber-Kaufmann. Er war einer von den zahlreichen Laichinger Webern, die sich nicht auf Weben allein beschränkten, vielmehr handelten sie auch mit dem in Laichingen und in den umliegenden Orten erzeugten Leinen, entgegen den staatlichen Verboten. Es waren diese kämpferischen und findigen *Weber-Marchands*, die dem Ort im 18. Jahrhundert zu seiner großen Bedeutung verhalfen; wenn es sein mußte, wie wir gesehen haben, mit Gewalt. Die Durchsetzungsfähigkeit dieser örtlichen Weber-Kaufleute war am Ende des 18. Jahrhunderts so groß geworden, daß alle staatlichen Handelsverbote und Auflagen schließlich nur noch wenig fruchteten. Die Uracher Leinwand-Handlungs-Compagnie war gezwungen, ihr Monopol-Geschäft zumindest in Laichingen, Feldstetten und in den umliegenden Orten aufzugeben. Einer ihrer Haupt-Teilhaber und Erben, Christian Friedrich Rheinwald, zog im Jahre 1797 von Urach nach Laichingen um, wo er die Pfarrerstochter Auguste Juliane Sigel heiratete. Rheinwald und seine Nachfahren trieben fortan bis weit ins 19. Jahrhundert hinein ihre Geschäfte als Leinwand-Händler von diesem Ort aus; zu Bedingungen, die den Laichinger Webern akzeptabel waren.

Der kleine ländliche Weber-Marchand, er war die wirtschaftlich beherrschende Gestalt im Alb-Flecken des 18. Jahrhunderts. Und er blieb es bis ins 19., ja bis in unser Jahrhundert hinein, wenn auch in einem anderen historischen Gewand. Denn aus dem Weber-Kaufmann des 18. Jahrhunderts, der sein eigenes Zeug und auch das seiner Mitweber auf seinem eigenen Rücken gebückt außer Landes trug, wurde der Leinwand-Wanderhändler des 19. Jahrhunderts und der Hausierer, der «Musterreisende», der Wäsche- und Aussteuervertreter des 20. Jahrhunderts. Es war also nicht der künftige industrielle Unternehmer, der sich in den Auseinandersetzungen während der goldenen Zeit des ländlichen Leinwand-Gewerbes in Laichingen gegen Ende des 18. Jahrhunderts rebellisch zu Wort meldete. Vielmehr war es der künftige Hausierer oder besser der *Geschäftsreisende für das eigene Haus*, wie er sich selbst in bewußter Distanzierung vom bloß höckernden kleinen Hausierer später nennen sollte. Dieser Laichinger Händler war schon im 18. Jahrhundert ein Handlungsreisender recht spezieller Art: zumeist mit Rückbindung an die eigene Produktion. Und auch im 20. Jahrhundert noch ging der Laichinger

Reisende vorwiegend mit Eigenerzeugtem oder doch zumindest mit am Ort Erzeugtem zur Kundenschaft oder zum Handel in die großen Städte, dies jedenfalls sehr viel intensiver als der Handel zu ihm.

Laichinger Handlungs- und Musterreisende

Es ist interessant und es wurde bisher nicht gesehen, daß dieser Laichinger «Reisende» – die älteren unter den Lesern werden sich vielleicht noch an ihn erinnern, sehr weit zurückliegende historische Wurzeln hat. Er bildete seine Geschicklichkeit und Findigkeit bereits in den Auseinandersetzungen mit der württembergischen Landesherrschaft und den Uracher Monopol-Händlern aus. So wie die Weber-Marchands dem Ort im 18. Jahrhundert das wirtschaftliche Überleben ermöglichten, so taten dies die Laichinger Handlungs- und Musterreisenden im vorigen und in unserem Jahrhundert. Es waren nicht die industriellen Unternehmer, die Laichingen den Weg ins 20. Jahrhundert ermöglichten – einheimische fabrikindustrielle Unternehmer gibt es überhaupt erst seit etwa 50 Jahren –, sondern es war dieser außerordentlich interessante Sozialtypus des Handlungs-Reisenden, des Wander-Händlers.

Eigentlich verdiente der Wanderhändler in Laichingen ein Denkmal mitten auf dem Marktplatz, der 1983 mit großem Finanzaufwand erneuert, ja sogar zur Fußgängerzone ausgebaut wurde. Dieses Denkmal sollte der eigenen Laichinger Geschichte gerecht werden, d. h. es sollte auf jeden Fall größer sein als das Kriegerdenkmal, das bisher die Mitte dieses Platzes ausfüllt, größer natürlich auch als der anonyme wasserspeiende Findling, den man aus dem Unterland, nicht etwa aus dem unmittelbaren Umland von Laichingen, herbeigebracht und auf dem erneuerten Platz aufgestellt hat. Einige weitere Denkmäler, die unseren historischen Respekt und vor allem auch den der Laichinger Sanierungsbehörden verdienen, stehen zur Zeit noch. Sie sind jedoch in der Gefahr, vergessen bzw. einem falsch verstandenen Sanierungsbedürfnis geopfert zu werden. Es sind die wenigen noch erhaltenen traditionellen Laichinger Viertelhäuser, die Arbeits-, Lebens- und Wohnstätten der Laichinger Weber-Bauern, von denen das Haus in der Mohrengasse einschließlich seiner bis heute erhaltenen Dunken das beste Beispiel bietet.

Doch zurück aus der Gegenwart ins 18. Jahrhundert: Wie sah der Alltag der Weber und der anderen Bewohner des Fleckens in jener Zeit aus? Wie groß waren die Unterschiede von Arm und Reich? Was besaß man, was las man und wie verhielt man sich zueinander? Einige bruchstückhafte Andeutungen

müssen hier genügen. Ich möchte sie anhand einiger kurzer Lebensgeschichten von Laichinger Individuen machen, die ich einer einzigartigen historischen Quelle, den sogenannten *Inventuren und Theilungen*, entnommen habe. Diese *Inventur- und Theilungsakten* gibt es in solcher Genauigkeit in Deutschland nur im Herzogtum Württemberg. Grob gesprochen handelt es sich hierbei um Besitzverzeichnisse, die für die meisten Ehen bei der Heirat sowie beim Tode eines Ehepartners angefertigt wurden. Sie verzeichneten den gesamten Besitz eines Paares, von den Äckern und vom Hausbesitz bis hin zum letzten Tisch, Stuhl, Kochlöffel und Kleidungsstück. Die *Inventuren und Theilungen* sind für Laichingen nicht vollständig erhalten, doch was dem Zahn der Zeit widerstanden oder die schlichte Vernachlässigung überlebt hat, das befindet sich im Stadtarchiv, oder es liegt noch völlig ungeordnet und verstaubt auf der Bühne des alten Rathauses. Dort warten diese Dokumente zusammen mit zahlreichen anderen auf ihre bessere und sachgemäßere Aufbewahrung in neuen Archivräumen.

Webermeister Johann Conrad Schwenck und seine Frau essen von Porzellantellern

Beginnen wir mit einem der typischen Weber-Kaufleute, der es in Laichingens «goldener Zeit», ungefähr zwischen 1750 und 1800, zu etwas brachte, mit dem Webermeister Johann Conrad Schwenck, geboren im Jahr 1733. Beim Tode seiner ersten Frau, der Webertochter Magdalena Schilling am 8. 1. 1784, wird ein lückenloses Verzeichnis des gesamten Vermögens des Paares angelegt. Schwenck verfügt über das auch für ärmere Weber typische Laichinger Viertelhaus samt *Scheuer und Hof* im Gesamtwert von 250 Gulden. Sein Grundbesitz an Äckern und Wiesen in Höhe von 167 Gulden war relativ bescheiden. Johann Conrad Schwenck war ganz eindeutig zu diesem Zeitpunkt kein Bauer, worauf auch das Fehlen von Vieh hinweist. Lediglich von zwei alten Hennen, die ihm gehörten, ist die Rede. All diese Besitztümer wurden bei weitem von der beweglichen Habe des Webers überboten, das sind Hausrat, Vorräte und Geldguthaben. Diese «bewegliche» Habe machte 80 Prozent seines Gesamtvermögens aus, nämlich die beträchtliche Summe von 1864 Gulden von insgesamt 2281 Gulden. Nahezu absoluten Vorrang hatten in dieser beweglichen Habe große Rohstoffvorräte für die Leinwandherstellung: $2\frac{1}{2}$ Zentner Flachs gehörten ihm ebenso wie 3800 Schneller-Spulen mit Leinengarn. Diese reichten zur Herstellung von 95 Stück Leinwand, weit mehr als die Jahreszeugung eines einzelnen Webers

samt Gesellen betrug. Auch 18 Stück fertiger Leinwand hatte Schwenck in seinem Besitz. Vor allem aber verfügte er über große Geldguthaben in Höhe von 927 Gulden, nicht etwa bei der Bank, sondern bei anderen Personen. Vor allem andere Weber-Kollegen standen bei ihm «in der Kreide». All dies weist darauf hin, daß Johann Conrad Schwenck mehr war als ein schlichter Weber. Er lebte nicht nur von seiner Eigenerzeugung von Leinen, die er mit seinem Gesellen betrieb, sondern auch vom Handel mit den Erzeugnissen anderer. Neben dem großen Gewerbevermögen, das er aufgehäuft hatte, nahmen sich sein Hausrat und seine Möbel außerordentlich bescheiden aus. Er ähnelte hierin stark den anderen Laichinger Weber-Existenzen: *ein ohngehimmelte Bettlad, ein Kasten, eine beschlossene Truh, ein Tisch von hartem Holz, zwei Stühle*. Sie stellten mit wenigen anderen Gegenständen im Gesamtwert von 17 Gulden 51 Kreuzern die Grundausrüstung des Hauses dar. Ein Porzellanteller und eine Porzellanschüssel, aus der an Festtagen wahrscheinlich von Herrn und Frau Schwenck gemeinsam gegessen wurde, denn für den Alltag waren irdene Schüsseln bestimmt, sie verraten zusammen mit einer eisernen Uhr Spuren von Luxus. 15 religiöse Bücher verweisen schließlich auf eine Lesekultur, die über Bibel, Gesangbuch und Katechismus hinausgegangen ist.

Die gleichen Verhältnisse wie bei diesem Johann Conrad Schwenck fallen auch bei den anderen reicheren zeitgenössischen Laichinger Webern auf. In ihren Haushalten finden sich kaum Anzeichen von Luxus, allenfalls Spiegel und Uhren. Bücher allerdings finden sich in großer Regelmäßigkeit und auch in verhältnismäßig großer Zahl. Der größte Teil des Vermögens dieser reicheren Weber war in Vorräten oder in Krediten für den Betrieb ihres Gewerbes und häufig auch ihres kleinen Handels angelegt oder aber in Landbesitz. Auch diese starke Tendenz zum Erwerb von Land zeigt sich im weiteren Leben des Johann Conrad Schwenck. Denn seine «Karriere» war mit dem Tode seiner ersten Frau nicht zu Ende. Er heiratete zum zweiten Mal, und am Ende seines Lebens, am 18. 11. 1799, war aus dem Weber-Kaufmann ein Weber-Bauer geworden: Den größten Teil seines weiter gewachsenen Vermögens hatte er in Landbesitz und im Erwerb eines weiteren Viertelhauses angelegt. Er betrieb seine *Leinwandfabrique*, wie es hieß, mit einem Gesellen zwar durchaus weiter, doch hatte er sich dazu noch eine ausgesprochen kleinbäuerliche Landwirtschaft zugelegt. Statt früher nur Dinkel baute er jetzt Roggen, Dinkel und Kartoffeln an, und statt der zwei alten Hennen hielt er jetzt zwei Kühe, ein Kalb und drei junge Hennen.

Es wäre jedoch grundfalsch anzunehmen, alle Laichinger Weber des 18. Jahrhunderts hätten in solchen Vermögensumständen gelebt wie Johann Conrad Schwenck. Der Lebensweg eines Laichinger Webers verlief auch während der «goldenen Jahre» des Fleckens keineswegs immer als ein sozialer Aufstieg vom Weber über den Weber-Kaufmann zum Weber-Bauern als Krönung einer normalen Weberexistenz: Die Mehrzahl der Laichinger Weber begann ihr Handwerk arm und blieb arm bis ans Lebensende. Webermeister Lorenz Bosler mag hierfür als Beispiel dienen. 1738 als Sohn eines Tagelöhners geboren, war er von Münsingen ins aufblühende Laichingen zugewandert und hatte dort 1769 mit der Webertochter Walburga Hermann einen Haus-

stand gegründet. Der Hausstand der Eheleute bestand ursprünglich aus einer Habe im Wert von 339 Gulden, die sich überwiegend aus Barvermögen, ferner aus Kleidung, spärlichem Hausrat und fünf Büchern zusammensetzte. Die Weberarbeit des Mannes und die Zuarbeit der Frau mit Spinnrad, Kunkel und Schneller-Haspel reichte im Verlauf der Ehe lediglich zum Erwerb eines kleinen Hausteils mit etwas Gartenland. Als Walburga Hermann an den Folgen einer Totgeburt am 27. 7. 1782 starb – zuvor waren bereits sechs andere Kinder des Paares entweder bei der Geburt oder kurz danach gestorben – besaßen die Eheleute jedenfalls den *4ten Teil an einem Haus und Scheuren in der Mayergass . . . samt einem Gras- und Baumgärttlen* im Wert von 250 Gulden.

Laichingen, 1. Mai 1934: Handlungsreisende vor dem Aufbruch zur Maifeier in Stuttgart, wo sie zugleich ihre Waren angeboten haben. Kaum zu erkennen: auf dem Kühler im Schraubverschluss das Hakenkreuz.



Das gesamte Barvermögen, das sie ursprünglich in ihren Hausstand als Ersparnis und als Mitgift eingebracht hatten, war in den Erwerb dieses Besitztums gegangen. Trotzdem war es ihnen auf dieser «soliden» Grundlage nicht gelungen, ihr Startkapital im Verlaufe des dreizehnjährigen Ehelebens durch die Erwerbsarbeit von vier Händen zu vermehren. Das Vermögen beim Tode der Frau lag nur um 2 Gulden 20 Kreuzer über dem, was sie ursprünglich in die Ehe eingebracht hatten. Doch schloß eine solche arme Weberexistenz, die stets nur ein knappes Auskommen kannte, Veränderungen des *Hausstands*,

der Hausausstattung, während des Ehelebens nicht aus. Bei den Boslers etwa zeigte sich das besonders deutlich an den Büchern. Hier waren zu den ursprünglich fünf Büchern religiösen Inhalts, die sie in die Ehe eingebracht hatten, im wesentlichen Hausbibel, Gesangbuch und Kinderlehr, neun weitere religiöse Erbauungsbücher hinzugekommen. Diese Verhältnisse wiederholten sich auch bei anderen kleinen Leuten des Fleckens: Bücher, zumeist religiösen Inhalts, waren ein wesentlicher Teil der Kultur, auch der ärmsten Menschen im alten Laichingen. Bereits Pfarrer Siegel wies im Jahr 1800 auf

Eines der letzten im Originalzustand erhaltenen Laichinger Weberhäuser.



diese Laichinger Besonderheit hin: *Beinahe alle Haushaltungen sind mit einem guten Vorrat von geistlichen Büchern versehen, dergleichen man selten in anderen Gegenden finden wird. In der Kaufung derselben lassen sie sich nichts dauren, wie dann an den drei hiesigen Jahrmärkten allemal ein Bücherantiquar von Augsburg feil hat und guten Verschleiß findet.*

Der perückentragende Pfarrer liebt Naschwerk und besitzt Spiegel und Kaffeemaschine

Im Anschluß an diese in ihrem Lebensstil – nicht unbedingt in ihrem Reichtum – bescheidenen Weber-Existenzen, möchte ich noch zwei Gestalten erwähnen. Sie treten uns aus den – heute noch mit Löschand bestreuten – Blättern der *Inventuren und Theilungen* als außerordentlich farbige und barocke Menschen, jedenfalls als außergewöhnliche Persönlichkeiten entgegen. Farbige und barock waren sie vor allem deshalb, weil sie dem Luxus und Geldausgeben im großen Stil ziemlich hemmungslos verfallen waren. Ein größerer Kontrast zur schlichten Existenz der Weber, auch der reichsten unter ihnen, läßt sich kaum denken. Sie gingen in ihren *Verausgabungen* sogar so weit, daß sie den Ruin ihres eigenen Vermögens und den ihrer Familien – im Wortsinne – in «Kauf» nahmen.

Da ist zum einen Christoph Heinrich Lang, Pfarrer in Laichingen von 1755 bis zu seinem Tode im Jahre 1772. Lang scheint sein Amt ohne Anstände seitens der Gemeinde oder der Kirchenleitung versehen zu haben. Unzufriedenheit über ihn schlug sich in den Akten jedenfalls nicht nieder. Sein Ruf muß gut gewesen sein, denn sein finanzieller Kredit im Flecken selbst sowie in der näheren und weiteren Umgebung bis nach Stuttgart hin war beträchtlich; dies wenigstens, bis sich bei seinem Tode herausstellte, daß er ganz erheblich über seine Verhältnisse gelebt hatte. Denn die Schulden des Pfarrers Lang in Höhe von 1600 Gulden, die er beim Zuckerbäcker von Kirchheim, bei vielen Händlern und Krämern, aber auch beim Laichinger «Heiligen», d. h. dem Kirchenvermögen, selbst beim Lehrer hatte, sie überstiegen den Wert seines Vermögens um ein Erhebliches. Seine Witwe wurde jedenfalls gezwungen, einen Offenbarungseid zu leisten; der Hausrat wurde verpfändet, und sie wurde unter Vormundschaft gestellt.

Doch wie sah es im Haus dieses Pfarrers aus? Sein minutiös aufgelisteter Hausrat verschafft uns einen interessanten Einblick, wenn nicht in das Innenleben dieses «barocken» Menschen – er war übrigens der einzige Perückenträger am Ort –, so doch auf die Gegenstände, mit denen er täglich Umgang

hatte. Tun wir einen Blick in die prächtige Welt seines Luxus, dem er, das wird man sagen müssen, hingegeben war. Hier gab es neben mehreren Kaffee- und Teekannen nicht nur Dutzende von Kaffeetassen, sondern auch gleich zwei neuartige *Kaffemaschinen* einschließlich einer *Präsentiertafel*. Alle diese Gegenstände und der Genuß, dem sie dienten, sie waren im Laichingen dieser Zeit völlig ungewöhnlich, außer bei einigen Gastwirten, beim Lehrer und beim Chirurgen Narcissus Keller. 25 silberne Kaffeelöffel kamen hinzu und vor allem zwei Dutzend z. T. silberne Bestecke mit Messer und Gabel. Auch diese Bestecke – und das heißt auch der Gebrauch von Messer und Gabel – waren in Laichingen damals noch unerhört und ungewohnt. In den anderen Familien im Ort aß man damals seinen Haberbrei, seine Mehlspeisen, besonders die *großen Knötlen*, und sein Sauerkraut selbstverständlich noch mit dem Löffel aus einem irdenen Topf. Das Brot schnitt man mit dem Familienmesser und verzehrte es auf der Faust, häufig sogar, indem man mit dem Brot in der Hand auf den Gassen spazierenging. Doch zurück zu Pfarrer Lang: ein wichtiger Hinweis auf seine «verfeinerte» barocke Lebensart war auch seine ausgeprägte Neigung zum Süßen. Hierauf weisen nicht nur seine beträchtlichen Schulden beim Zuckerbäcker von Kirchheim hin, sondern auch eine Konfektschale aus blauem Porzellan, die ihm gehörte, und schließlich eine Zuckerdose, wie sie ansonsten im Flecken nicht vorkam. Auch der reiche Buchbesitz des Pfarrers war zum großen Teil silberbeschlagen; ein Hinweis, daß es ihm nicht nur aufs Lesen, sondern auf Repräsentation in seinem Hause ankam.

In historischer Gerechtigkeit gegenüber Pfarrer Lang muß jedoch gesagt werden, daß sein Luxus nicht nach außen gewendet und gewaltsam-aufdringlich war, wie es sonst barocker Lebensart durchaus entsprechen konnte. Der Luxus des Laichinger Pfarrers war vielmehr – fast möchte man sagen – «verschämt» vor der Öffentlichkeit verborgen. Es war ein echt protestantischer Luxus: nach innen gewendet. Pfarrer Lang spielte seine Genußsucht nicht nach der prächtigen Manier zeitgenössischer katholischer Kirchenfürsten oder seines Landesherren, des Herzogs Karl Eugen, als eine Demonstration sozialer Macht in der Öffentlichkeit aus, sondern er beschränkte sich aufs Innere seines Hauses. Hierauf weisen neben all den anderen häuslichen Gebrauchsgegenständen auch seine drei Spiegel hin, die über das Haus verteilt waren – zur Selbstbespiegelung –, vor allem aber die Kleidung des Pfarrers. Diese war, mit Ausnahme eines prächtigen schwarzen Pfarrgewands und der Perücke, durch-

aus einfach, ohne auffällige Formen und Farben und hatte keinen nach außen gewandten luxurierenden Repräsentationscharakter.

Der modisch gekleidete Wundarzt vertrinkt sein Vermögen

Gänzlich anders waren die Lebensumstände einer zweiten barocken und farbigen Laichinger Persönlichkeit, die ich kurz vorstellen möchte: Narcissus Keller, Wundarzt und Chirurg. Er lebte vom 29. 6. 1721 bis 18. 5. 1772. Er wurde geachtet als ärztlicher Praktiker, vor allem in Fällen schwerer Geburt, in denen die Hebammen nicht mehr weiter wußten. Anders als Pfarrer Lang war Narcissus Keller in seinem extrovertierten Konsum der Öffentlichkeit zugewandt. Er war zu seiner Zeit der wohl größte Trinker in den Laichinger Wirtshäusern. Jedenfalls schaffte er es, innerhalb von sechs Jahren nicht nur einen Großteil seines eigenen Vermögens, sondern auch das seiner zweiten Frau im Trunk völlig durchzubringen, insgesamt 1249 Gulden. Narcissus Keller war also kein «Halbgott in Weiß», d. h. kein nüchterner Arzt im einförmigen weißen Kittel, der allein durch seine professionelle Expertise zu beeindrucken und zu wirken versuchte. Die Beschreibung seiner Kleidung läßt uns das heute noch überaus deutlich werden. Auf seinem Gang durch den Flecken war er stets imponierend und extravagant angezogen. Ein phantastischer hoher schwarzer Hut mit Goldborte, ein blaufarbener oder stahlfarbener Rock und andere Kleidungsstücke nach der letzten Mode wie z. B. Seidenstrümpfe, Manschetten, Gamaschen, silberne Schuh- und Halsschnallen, sonstiger reichlicher Männerschmuck sowie ein silberbeschlagenes spanisches Rohr, all dies machte Narcissus Keller zu einer wahrhaft barocken und erotischen Erscheinung im Flecken, die mit ihrer Kleidung sicherlich auch entsprechende Wirkungen bei den Patienten erzielte.

Der Weber und Totengräber Laichinger besitzt 54 Bücher

Ein größerer Kontrast zur Welt des Webers und Totengräbers Christoph Laichinger, des letzten Individuums, dessen hier gedacht werden soll, läßt sich wohl kaum denken: er starb am 11. 6. 1786 in großer Armut. Er war zu diesem Zeitpunkt nicht einmal mehr Hausbesitzer, sondern nur noch Mieter bei einem reichen Bauern. Sein Haus und seinen kleinen Krautgarten hatte er schon Jahre vorher in einem Erbstreit verloren. Sein geringes Vermögen bestand aus 116 Gulden.

Und doch wies dieses Vermögen einen in Geld nicht abzuschätzenden Reichtum auf. Denn dieser arme Totengräber und Weber mußte zwar häufig vom Armenbrot leben, weil er buchstäblich nichts zu beißen hatte, trotzdem hatte er es im Laufe seines Lebens, in zielbewußter Steigerung von Jahr zu Jahr, auf den stattlichen Besitz von 54 Büchern gebracht. Und diese Bücher waren für Christoph Laichinger aus Laichingen der wesentliche, in Geld nicht abschätzbare Teil seines Erbes für seine Söhne. Ebendies brachte er wenige Tage vor seinem Tode in ungelinker Handschrift und in schlichten Worten voll orthographischer Fehler in einem Brief zu Papier: Darin vermachte er die von ihm am meisten geschätzten Bücher an seine beiden Söhne, hauptsächlich religiöse Erbauungsbücher, aber auch ein *Historienbuch* mit Kriminalgeschichten. Seinem in Ulm lebenden Sohn Heinrich legte er ans Herz, vom in dieser großen Stadt möglichen Büchertausch so häufig als irgend möglich Gebrauch zu machen. *In Ulm ist der Platz, man kann dort im Fürkauf (d. h. in großen Mengen) Bücher haben wie man will: wenn einer eins gelesen hat, so kann ers hintragen und ein anderes dagegen nehmen.* Augenscheinlich entwickelte Christoph Laichinger hier von dem her, was er über Ulm hatte reden hören, eine Vision; die Vision einer Bibliothek, zu der man, ohne Bücher kaufen zu müssen, schlicht hingehen könne, um ein Buch gegen das andere zu tauschen und dann – ohne Ende und ohne Grenzen – weiterzulesen.

Seinem zweiten Sohn gab der Totengräber und Weber neben mehreren Büchern ebenfalls einen Ratsschlag mit auf den Weg: *und welches mich freuen thät, wenn er Kinder bekommt, das auch etliche Bücher von mir auf meine Nachkimmling kamen, daß sie später auch sagen könnten: die Bücher hat mein Vater von meinem Eher [d. h. Großvater] oder von seinem Vater, und ich wünsche ihnen die Erkenntnis Jesu Christi darin zu suchen und zu erlernen und zu ihrem zeitlichen und ewigen Heil und Seligkeit anzuwenden, und das sie sollen das Vierte Gesetz in dem schönen Lied Herr Jesu Gnaden Sonne fleißig und andächtig beten.*

Christoph Laichinger dachte, das wird in seinem Brief deutlich, nicht nur an seine Söhne, sondern auch an die zukünftigen Generationen von Laichingern. Die Idee einer öffentlichen Bibliothek – wie sie gegenwärtig die Laichinger Öffentlichkeit wieder bewegt – und die Erhaltung der Lesefreude durch eine solche Bibliothek, ohne den Zwang, Bücher kaufen zu müssen, zum Zweck nicht nur der ewigen, sondern auch der zeitlichen Seeligkeit und des zeitlichen Heils – wie er ausdrücklich bemerkt –, das ist das Vermächtnis dieses armen Webers und Totengräbers aus dem 18. Jahrhundert.



Abriß von St. Martin in Blaustein, Ortsteil Ehrenstein 1985

Nein, es war kein besonders wichtiges Baudenkmal; und ich gestehe, auch für den Abriß gewesen zu sein. 1723 wurde diese St.-Martins-Kirche erbaut. In den napoleonischen Kriegen hatte sie zeitweise als Pulvermagazin gedient. 1936 wurde sie unter Verlegung des Altarraums nach Westen erweitert, wobei man vier Jahre auf die Genehmigung der Denkmalschutzbehörde hatte warten müssen. Nach dem Neubau einer St.-Martins-Kirche auf dem gegenüberliegenden Blau-Ufer und nach langen Diskussionen mit den Denkmalpflegern konnte keine Nutzungsmöglichkeit mehr gefunden werden. Zwar brachten einige ältere Mitbürger in handgeschriebenen Plakaten ihre Verbundenheit mit dem Gotteshaus zum Ausdruck und wehrten sich gegen den beschlossenen Abriß, aber schließlich kann man ja nicht alles erhalten; auch Neues braucht seinen Platz. Trotzdem fehlt jetzt etwas im Ortsbild. Den Verlust empfinde ich um so schmerzlicher, als über die künftige Nutzung des Geländes noch Uneinigkeit herrscht und ein anschließendes stattliches Gebäude (ehemaliges Rathaus) gleich mit beseitigt werden soll, obwohl sich für diesen Bau zahlreiche Nutzungsmöglichkeiten anbieten würden. Nachruf auf ein weniger bedeutendes Baudenkmal von einem, der auch für den Abriß war: von Manfred Hilsenbeck.